

Aus der politischen Woche

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 36

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was an Reinharts Liedchen und Geschichtchen packt und was die Herzen aller warm macht, das ist immer die seelische Schönheit als der Wesenskern in der schönen Form. Bei ihm ist immer etwas Schönes schön gesagt.

Was ist dieses Schöne? Wir stoßen im Lesen in Reinharts Büchern bei jeder Seite auf Stellen, die uns freuen, wo wir zustimmend nicken, wo wir entzückt, ja ergriffen sind von der moralischen Tiefe und Reinheit der Gesinnung. Reinhart hält an der normativen Bindung für das Menschenherz fest. Der Glaube an das Göttliche ist auch für ihn der Untergrund der Seele. Glaube und Gewissen, das sind ihm die beiden Pole einer positiven Einstellung zur Welt und zum Leben. Er predigt sie in allen seinen Werken. Aber nie wird er zum bloßen Prediger, immer bleibt er Erzähler und Künstler.

Glaube und Gewissen sollen nach ihm der Jugend erhalten bleiben. Sein Seppli ist damit durch alle Fährnisse der Knabenjahre hindurch gekommen.

Durch sie wird Sahli zum Helden. Unzählbar sind in seinen Werken die Beispiele für den erzieherischen Wert dieser beiden Begriffe. Er möchte sie auch in der Volkserziehung nicht missen. Das Gute finden heißt zunächst an das Gute glauben und dann davon wissen und zuletzt es wollen. Wissen und Wollen ergibt das Gewissen. Das Wissen um das Gute und der Willen zum Guten, sie beide müssen im Volk gepflanzt werden. Da gilt es aufzuklären: Was schön ist in der Natur und im Leben; was edel, nachahmungswert, verehrungswürdig. Was wir in Familie und Gemeinde und Vaterland erhalten und mehrern und schützen wollen, was uns begehrenswert oder hassenswert zu gelten hat. Reinhart wagt den Finger zu legen auf Auswüchse unserer Stadt- und Dorfkultur, auf das Vereins- und Wirtschaftshaus, auf die Nachahmungs- und Modesucht, auf falschen Tand in Kleidung und Sittē. Röstlich hat er die Narren verspottet (in seinen Dialektstücken), die Heimatgut gegen Valutatram eintauschen.

Reinhart weiß, daß jede Erziehungskunst verfaßt, wo nicht Mutterliebe mithilft. Die Mutter und das Mütterliche — das ist ihm der Ursprung aller rein menschlichen Bindung an das Gute. Ohne sie kommt der Einzelmensch und kommt auch die Volksgemeinschaft nicht zur Norm, die der Rückgrat der sittlichen Kraft wird. Wie schön hat das der Dichter in ungezählten seiner Mutter-Geschichten dargestellt! Am schönsten wohl in „Flußbetli und in Bueb“.

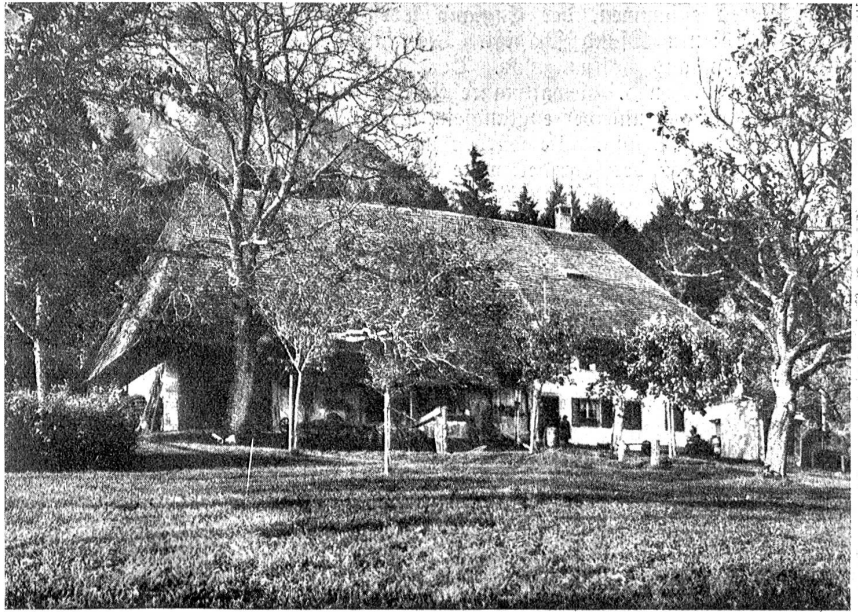
Es gebricht uns der Raum, den Faden hier weiterzuspinnen. Das Thema Josef Reinhart ist von dieser Seite betrachtet nicht leicht zu erschöpfen. Wir reden wohl später — vielleicht in 10 Jahren — wieder davon. Möge uns die Gelegenheit dazu werden! Möge ihm die Kraft zum Weiterarbeiten im Sinne des Begonnenen erhalten bleiben! Möge uns andern vergönnt sein, ihn und sein Wirken weiter zu genießen und uns seiner Freundschaft und Liebe zu freuen!

H. B.

Aus der politischen Woche.

Finanzminister Caillaux

Ist prompt zur versprochenen Zeit mit einem Abkommen über die englisch-französische Schuldenfrage aus London nach Paris zurückgekehrt. Als Sieger — so lautet das einstimmige Urteil seines Publikums. Nicht 18 Millionen Pfund, sondern bloß 12½ braucht Frankreich an England während 62 Jahren zu zahlen und zwar erst nach einem fünfjährigen



Das Geburtshaus Josef Reinharts im „Galmis“ bei Rüttenen (Solothurn).

(Phot. König, Solothurn.)

Moratorium. Caillaux hat sich dabei nicht einmal fest gebunden; er hat sich die Zustimmung der Regierung und des Kammerausschusses vorbehalten. — Aber auch Churchill hat Vorbehalte gemacht. Er verlangt für England eine Art Meistbegünstigung. Wenn Frankreich Amerika eine größere Annuität zugestehen muß, so gilt diese auch für England. England will eben nicht großmütiger sein als Uncle Sam, der Krösus. Das ganze Abkommen ist überhaupt bloß eventuell und hängt in der Luft, so lange das mit Amerika noch nicht perfekt ist. Die definitive Regelung soll auf einer neuen Konferenz im Oktober vorgenommen werden.

Trotzdem kann Caillaux mit Befriedigung auf die Londoner Woche zurückblicken. Er hat da wiederum die Macht seiner Persönlichkeit erprobt; denn die Engländer haben ihn mit ausgeluchter Höflichkeit empfangen, und die 12½ Millionen sind ihm eine ausgezeichnete Waffe für die kommenden Verhandlungen in Washington, die er persönlich zu führen gedenkt. Mehr als die Engländer werden die Amerikaner ihm kaum verlangen; jede Million mehr, die Amerika verlangt, bedeutet eben eine Belastung des französischen Budgets um zwei Millionen, und wenn auch die Amerikaner in Geldsachen keine Sentiments kennen, so wissen sie doch als Geschäftsleute, daß sie mit dem Möglichen zu rechnen haben. Grundlage von jedem Finanzabkommen bleibt die Festigkeit des Frankens, und Caillaux hat durchaus recht — auch wenn die Kontrahenten darauf nicht eingehen werden — wenn er Frankreichs Zahlungen von deren Wirkung auf den Franken abhängig machen will.

Englands Sorgen.

In England will man es schier bereuen, daß Balfour mit Amerika voreilig die Schuldenfrage geregelt hat. Damals glaubte man eben an die günstige Wirkung dieser Regelung auf den Sterling. Man hoffte, indem man die englische Zahlungsbereitschaft und Zahlungsfähigkeit betonte, die führende Stellung im Weltkreditwesen wieder zurückzuerobern. Darum betrieb man auch mit Hochdruck die Rückkehr zum Goldstandard. Mit welchem Erfolg, weiß man. Die Parität mit dem Dollar ist erreicht, aber die Jahre der Deflation haben England eine Absatzkrise gebracht, wie es sie früher nie erlebt hat. Die Inlandpreise sanken nicht in dem Maße, daß die Löhne genügend abgebaut werden konnten, um die Industrien exportfähig zu machen. Und mit dieser unerhörten Krisis, in deren Verlauf England schon die Hälfte seines Kohlenabsatzes ins Ausland eingebüßt hat, trifft nun der chinesische Boykott gegen die eng-

liſchen Waren zuſammen, der England jeden Monat um mehrere Millionen Pfund ſchädigt. Die chineſiſche Sache ſcheint für England hoffnungslos. Der Hafen von Hongkong verödet zuſehends. Gewaltmaßregeln, Beſchießung und Eroberung Kantons und der englandfeindlichen Sübprovinz, verſprechen keinen Erfolg. Sie würden nur den Haß gegen England vertiefen; der Handel wäre damit nicht wieder hergeſtellt. Mit dem Zugeständnis der Zollhoheit an China iſt es nicht getan. Der europäiſche Handel kann der Rechtsgarantie nicht entbehren, die ihm nur die europäiſchen Raizenboote bieten können; man denke nur an die Seeräuber in den Gewäſſern Kantons. Wenn man dem Pekingſer Korreſpondenten der „Boſſ. Zeitung“ glauben darf, bereiten die Engländer auf dieſen Winter einen Propagandafeldzug gegen den chineſiſchen Bolſchewismus vor, dem ſie bekanntlich alle die Angelegenheiten in China zu verdanken haben. Bereits ſollen ſie den Pekingſer Behörden 3 Millionen Pfund zu dieſem Zwecke zur Verfügung geſtellt haben; Rußland ſoll dem Vernehmen nach von der am 2. Oktober in Peking zuſammentretenden Zollkonferenz ausgeſchloſſen ſein. Das deutet auf eine Wendung der chineſiſchen Dinge hin. Wird wohl die Ueberlegenheit und längere Erfahrung des engliſchen Kapitalismus die Emanzipation der chineſiſchen Kapitaliſten noch einmal hinten halten können?

Auch an den Petroleumquellen in Moſſul erleben die Engländer wenig Freude. Bekanntlich haben die Türken ein Gutachten des Völkerbundes über die Frage gewünscht. Die Arbeit der drei Experten liegt vor. Die engliſche Preſſe iſt wenig zufrieden mit dem Reſultat. Die Entſcheidung wird an der nächſten Völkerbundsverſammlung fallen.

In Genf

rüſtet man ſich zur Eröffnung der dieſjähri-gen Herbittagung des Völkerbundes. Sie findet am 6. September ſtatt. Bewegte und intereſſante Verhandlungen ſtehen bevor. Deutschlands Eintrittsgeſuch wird voraussichtlich nicht behandelt werden; und doch werden wichtige Entſcheidungen um dieſen Gegenſtand in Genf fallen.

Deutschland iſt auf dem Gang nach Genf begriffen. Briands Antwortnote an Streſemann ſchloß mit der Einladung, Berlin wolle eine Konferenz anſtreben. Man hat dieſe Einladung dort erwartet und iſt damit einverſtanden. Bereits iſt in London eine juriſtiſche Vorkommiſſion an der Arbeit, um die rechtliche Seite der Verhandlungsgegenſtände klarzulegen. Deutschland hat den Miniſterialdirektor des auswärtigen Amtes, Friedrich Gauß, geſchickt; England wird durch Sir Cecil Hurst und Frankreich durch Fromaigeot vertreten; alle drei gelten als die führenden Juristen ihrer Regierungen.

Man weiß noch nicht, wo die eigentliche Konferenz zur Beſchlußfaſſung über die Pakfrage ſtattfinden wird. Vielleicht in Genf ſelber, wo ja das ganze Sicherheitsproblem wieder auf der Traktandenliſte ſteht. Denn da exiſtiert ja noch das vorjähri-ge „Protokoll“, das bereits von 18 Staaten unterſchrieben wurde, aber das wegen Englands Widerſtand ein totgeborenes Friedenskind geblieben iſt. Das Protokoll muß nun auf irgend eine Weiſe erledigt werden. Die Debatten um die Protokollfrage werden zweifelſohn zur Pakfrage führen, und man kann erwarten, daß hier die entſcheidenden Worte geſagt werden, ſo daß die geſonderte Konferenz der vier Länder vielleicht überflüſſig wird. Denn über die Eintrittsfrage, die Grundlage des Paktes, muß ſich ja das Plenum des Völkerbundes äußern. Deutschland wird da vernehmen, daß nur ſein bedingungsloſer Eintritt möglich iſt. Es wird allerdings den verlangten Sitz im Völkerbundsrate ohne weiteres zugeſichert bekommen, und das Durchmarschrecht wird nach den Statuten des Bundes geregelt werden. Auch gegenüber den von Deutschland gemachten Vorbehalten (Kriegſchuldfrage und Kolonial-Mandat) wird man ſich voraussichtlich verſöhnlich zeigen. Man weiß, daß Deutschland ſeinen Außen-

miniſter als Beobachter nach Genf ſchicken wird. Wie Savas erfährt, beabſichtigt Chamberlain, nachdem er ſich in Genf mit Briand und Vandervelde weiter beſprochen haben wird, mit Streſemann in Zürich oder in Lauſanne zuſammenzutreffen.

Die deutſche Bereitschaft

zum Völkerbund zeigt ſich gerade in dieſen geſpannten Tagen in einem etwas zweifelhaften Licht. Der Verſailler Vertrag unterſagt bekanntlich Öſterreich den Anſchluß an Deutschland aus Gründen der Friedenserhaltung. Alle Nachbarn der beiden Staaten betrachten dieſen Anſchluß als unerwünſcht und als dem Frieden ſchädlich. Und ausgerechnet im Momente, da Streſemann ſich zur Fahrt nach Genf rüſtet, reißt der Reichstagspräſident Loebe mit einigen Duſend Reichstagsmitgliedern und einigen Hundert Anſchlußfreunden nach Wien, um dort zu demonſtrieren. Was bezwecken dieſe Leute damit? Wollen ſie das Einigungswerk in Genf ſtören?

Der Reichspräſident Hindenburg will noch in Bayern in den Ferien. München hat ihn offiziell und enthuſiaſtiſch empfangen. Schwarz-weiß-rot war Trumpf. Die Monarchiſten hatten freudige Tage. Es verlautet, daß Hindenburg vor ſeiner Heimreiſe ſeinen ehemaligen Freund Ludendorff in ſeiner Villa in München aufſuchen und ſein Gaſt ſein werde; wahrſcheinlich werde er eine Verſöhnung zwiſchen dieſem und dem Kronprinzen Ruprecht herbeizuführen verſuchen. Eine ſolche Verſöhnung würde eine neue Sammlung der ſeit dem Bräuhauſ-Puſch auseinandergefallenen monarchiſtiſchen Rechtsparteien und damit der Auftakt zu neuen monarchiſtiſchen Untrieben bedeuten. Iſt etwa der greiſe Feldmarſchall auf dem Reichspräſidentenſtuhl der deutſchen Republik doch gefährlicher als man bisher geglaubt hat?

-ch-

Memento.

Auf wüſter Alp war ich verirrt im Zwiſelicht
Und nächtigte in öder Schäferhütte.
Den Rucksack unter dem Genick entſchloß ich
Erſchöpft und fiebrig in den naſſen Kleidern.
Wie lang ich ſchlieſ, ich weiß es nicht. Mich weckte,
So dünkte mich, ein windvertragner Ruf.
Ich ſtieß das angelehnte Türchen auf.
Das Mondlicht irrte zwiſchen Wanderwolken,
Und an den Hängen ſtöberte der Schnee,
Die weißen Strähne in der Nachtluſt ſchüttelnd.
Vom nahen Trümmerfelde ſchritten zwei
Gemessenen Ganges unhörbar und ſtumm.
Der Führer mit dem Gletſcherſeil und Bergſtock
Hielt die erloſchne Pſeiſe zwiſchen ſpi-gen
Zahnſtummeln feſt und ſah mich ſchattig an.
Jetzt ſchüttete der Mond aus Wolfenſchlihen
Sein froſtig Silberlicht mit einem Male
In ſeine weiten leeren Augengruben
Und auf das heinerne Geſtell der Kiefer.
Der andre Wand'rer drehte ſich ins Helle:
Die Züge waren meine Züge! Schmerz
Und unſagbares Weh lag auf dem Antlitze.
Er ſah mich an mit ſeinen dunklen Augen,
Und die Gebärde ſeiner Hände ſprach:
„Ich muß hinweg! Vor meiner Zeit hinweg!
Er reiẗ mich fort! Es iſt um mich getan!“
Der Führer winkte mit gehobnem Rinn.
Dann ſchritten ſie den ſchwarzen Klüften zu. —
Ein wehlich Stöhnen klang von Fels und Höhn
Und loſch wie das Gewimmer eines Säuglings.
Ich harrete fröſtelnd in der kalten Hütte,
Bis durch die Ritzen des geborſtnen Daches
Der leichengraue Frühhſchein niederblickte.

Adolf Frey.